

hören und sehen

Musik in Hitzacker

Mit hochkarätiger Kammermusik wartet die Musikwoche Hitzacker auf, geleitet vom Oboisten Albrecht Meyer und im Veranstaltungssaal Verdo sowie in Kirchen spielend. Mit „Jeremiah“, einem Dialog zwischen Vokalmusik der Renaissance und poetischem Klarinettenspiel, eröffnet das Festival, das zudem romantische und expressionistische Kammermusik präsentiert.

Musikwoche Hitzacker: 6.–15. 3.; www.musikwoche-hitzacker.de

Spirituelle Klänge

Mit Werken der in Appen bei Hamburg lebenden, 1992 aus der Sowjetunion eingewanderten Komponistin Sofia Gubaidulina befasst sich – unter anderem – das diesjährige Internationale Musikfest Hamburg in der Elbphilharmonie. Unter dem Motto „Glauben“ sind zudem Werke von Monteverdi, Pärt sowie Bachs „Johannes-Passion“ zu hören. Es spielen – neben dem NDR Elbphilharmonie-Orchester – unter anderem das Ensemble Resonanz, die English Baroque Solists und die Filarmonica della Scala.

Internationales Musikfest Hamburg: 24. 4.–25. 5.; www.musikfest-hamburg.de

Fokus auf Störtebeker

Dem Mythos „Störtebeker“ – dessen „Identität“ sich wohl aus Biografien verschiedener Menschen speist – geht derzeit eine Ausstellung des Lübecker Europäischen Hanseums auf den Grund. Anhand historischer Biografien sucht die Schau zu rekonstruieren, wer Störtebeker und seine Vitalienbrüder, die während der Hansezeit Schiffe überfielen und später wechselnden Herrn dienten, wirklich waren.

„Störtebeker & Konsorten – Piraten der Hansezeit?“, bis 19. 4.; Europäisches Hanseum, Lübeck

Krisen lösen ohne Waffen

Gewaltfreier Krisenintervention widmet sich eine am 5. 3. beginnende Ausstellung, die das Osnabrücker Erich-Maria-Remarque-Friedenszentrum gemeinsam mit dem Bünd Soziale Verteidigung konzipierte. Darin soll es um Methoden gewaltfreier Intervention in Krisen und Kriegen gehen sowie um zivile Konfliktbearbeitung. Wichtiges Thema wird zudem die von Mahatma Gandhi avisierte „Friedensarmee“ sein.

„Wirksam ohne Waffen“, 6.3.–31.5., Erich-Maria-Remarque-Friedenszentrum Osnabrück



GRUSS
DER HEIMAT,
VON UNS
GERETTET.

Leuchtturm Roter Sand – das weltweit erste Bauwerk auf offener See. Mehr über die Geschichte dieses Denkmals: www.diegenozgeschichte.de. Eines von vielen tausend geförderten Denkmalen.

Wir erhalten Einzigartiges. Mit Ihrer Hilfe!

Spendenkonto
IBAN: DE71 500400 500400 500400
BIC: COBA DE FF XXX, Commerzbank AG
www.denkmalschutz.de

DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ

Wir bauen auf Kultur.



Kreativer Prozess: Team um Woody Mues beim Stückentwicklung Foto: Laura Gericke

Was wirklich von der Menschheit übrig bleibt

Ein Gruß aus der Post-Apokalypse: Das kollektivistische Stück „Macht’s gut“ des Hamburger Regie-Absolventen Woody Mues auf Kampnagel ist Debatte und Vermächtnis

Von **Hanna Klimpe**

Der Titel der Abschlussinszenierung von Woody Mues – Absolvent der Hamburger Hochschule für Musik und Theater – und seinem Team, dem Dramaturg*innen Paul Marwitz und Flavia Wolfram sowie dem Bühnenbildner Anton von Bredow ist ebenso weltumspannend wie konkret-pragmatisch: Sein Stück „Macht’s gut“, das bald auf Kampnagel Premiere hat, handelt davon, wie die letzten Menschen in einer post-klimaapokalyptischen Welt im Jahr 2320 versuchen, eine letzte Nachricht an einen unbekannten Adressaten zu formulieren. „Die Idee ist aber auch daraus entstanden, dass ich es als Titel meiner Abschlussinszenierung ganz passend fand“, sagt Mues. „Wenn man einen letzten Gruß hinterlassen könnte, stellvertretend für die ganze Menschheit, was wäre das? Es sollte bloß nichts Moralisches sein, sondern eher die Quintessenz des Tschüss-Sagens.“

„Macht’s gut“ ist als kollektivistische Stückentwicklung konzipiert. „Das Schöne an einer Stückentwicklung ist, dass man mal von diesem leidigen Übersetzen wegkommt“, sagt Mues. „Ich erzähle einfach gern Geschichten auf der Bühne und mag es, als Team rumzuspinnen, eine Welt zu entwerfen und zum Leben zu erwecken. Wenn man dabei aus verschiedenen Bereichen kommt, sich ergänzt und widerspricht, kann das dadurch nur reicher werden.“

Für das Team hat das nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine politische Komponente, sagt Flavia Wolfram: „Ich habe mich viel damit beschäftigt, wie ich arbeiten möchte. Was sind Strukturen und Bedingungen, die ich mir vorstellen kann? Wer darf was auf der Bühne sagen aus welcher Position? Wie erschaffe ich eine

multiperspektivische Erzählweise, bei der alle etwas finden, wo sie andocken können?“

Auch die Protagonisten in „Macht’s gut“ ringen auf der Bühne damit, was die Menschheit ausgemacht hat und was von ihr als Erinnerung weitergetragen werden sollte. „Ich finde es spannend, ein Bild zu schaffen, das weder utopisch noch dystopisch und auch kein christlicher Gedanke von Ende ist. Sondern ein Missverständnis, ein Fragen, was da kommen kann, ein Darüberstreiten“, sagt Anton von Bredow. „Wir haben viel Schnee auf der Bühne, und darunter werden Missverständnisse oder Relikte der Menschheit herausgefischt.“

Die Figuren sind dabei keine „realen“ Menschen, sondern vier – zugegebenermaßen eher eurozentristische – Archetypen. „Die Idee dazu war, dass man diese Figuren als vier Punkte eines Koordinatensystems denkt, die Konflikte austragen. Wir haben eine Art Faust, einen Mephisto, eine dionysische Figur und einen Archivar, der die gesamten Gesprächsprotokolle der Menschheit archiviert hat“, erklärt Paul Marwitz.

Inspirieren ließ sich das Team unter anderem von Karl Kraus’ „Die letzten Tage der Menschheit“, aber auch von Douglas Adams, Helmut Heißenbüttels „Der Wassermaler“ und „Einige Nachrichten an das All“ des Gegenwartsdramatikers Wolfram Lotz. Diese heterogenen Einflüsse sind das Ergebnis des kollektivistischen Zugangs, mit dem viele junge Theatermacher liebäugeln.

Mit den finanziell besser abgesicherten, aber oft immer in noch feudalistischen Strukturen verharrenden deutschen Stadttheater sind solche Zugänge oft schwer vereinbar. Die diesjährigen Absolvent*innen haben deshalb ein Manifest verfasst, in dem sie schwören, dass ihre

Kunst immer unter fairen Bedingungen entstehen soll. Wo sie diese Strukturen schaffen können, sehen die vier unterschiedlich. „Ich persönlich sehe mich eher in der freien Szene, aber da kommt auch dazu, dass ich aus dem Opernbereich komme, wo die Strukturen und Hierarchien noch verkrusteter sind“, sagt Flavia Wolfram. „Außerdem gibt es in der Oper einen enormen Druck, bestimmte Stoffe zu machen, weil sie gut laufen. Und dann gibt es noch ein paar Experimente, die sich niemand an-

Die letzte Nachricht des Jahres 2320 an einen unbekannten Adressaten

guckt. Solange ich als junge Frau die Sicherheit noch nicht brauche, ist es für mich gewinnbringender, Gleichgesinnte zu treffen, kollektivistisch zu arbeiten und mir zu überlegen, wie Musiktheater für mich aussehen soll.“

Anton von Bredow sieht am Stadttheater aufgrund der besseren finanziellen Situation größeren Handlungsspielraum. „Für mich als Bühnenbildner hat das eine ganz praktisch-pragmatische Komponente: In der freien Szene kann ich deutlich weniger utopisch denken, weil ich immer die Machbarkeit im Auge behalten muss.“

Einig sind sich die Künstler*innen: Die Institution ist an sich gut, aber in ihrer jetzigen Form ziemlich marode. Woody Mues etwa sagt: „Ich liebe das Stadttheater als Idee und Behauptung eines Ortes, der für die ganze Gesellschaft geschaffen und in seiner Struktur Modell dieser Gesellschaft ist. Aber wie wir in unserem Manifest geschrieben haben:

Oft wird auf der Bühne lautstark angekreidet, was hinter der Bühne eiskalt reproduziert wird. Ich finde auch, alles fließt zu sehr in eine Richtung, über die Etagen hinweg wird einander kaum zugehört. Zum Beispiel in der Frage, was die Leute vom Theater wollen. Da hat man doch in jedem großen Haus die Möglichkeit, Menschen unterschiedlichster Berufe und Bereiche zu befragen und ein Verständnis von einem Theater für die ganze Gesellschaft zu entwickeln. Es scheint festgefahren. In der freien Szene ist mehr Raum für progressive strukturelle Entwürfe.“

Auch Paul Marwitz ist skeptisch: „Im Prinzip finde ich, dass wir mit der deutschen Stadtheaterlandschaft ein großes Privileg haben, das sehr viele Möglichkeiten bietet. Ich würde mir in meinem Verständnis von Theater auch eher ein Ziel setzen, das ich am Stadttheater gerade nicht sehen kann – was ich aber auch nicht ausschließen möchte. Die Frage ist, welche Möglichkeiten es kulturpolitisch gibt, unter fairen Bedingungen zu arbeiten.“

Und wie sähe das utopische Theater aus, vorausgesetzt, die Menschheit macht’s noch ein bisschen? „Schön wäre auf jeden Fall ein breites Publikum, dass die Schwellen gesellschaftlich sinken und dass die Kunstformen noch mehr in einen Dialog treten“, sagt Wolfram. „Der bürgerliche Theaterbegriff, der sich in den letzten 250 Jahren ins kollektive Gedächtnis eingebrannt hat, muss reformatiert werden“ sagt Marwitz, und Mues fügt hinzu: „Mir ist, ganz platt gesagt, persönlich wichtiger, dass man hinter der Bühne gerecht ist als vorne.“

Woody Mues: „Macht’s gut“, Premiere am 28. 3., weitere Vorstellungen 29. und 30. 3., Kampnagel

Der Grat zwischen Wirklichkeit und Fantasie

Die Hamburger Ausstellung „Goya, Fragonard, Tiepolo – Die Freiheit der Malerei“ sucht diese Gemälde des 18. Jahrhunderts als Vorboten der Moderne zu inszenieren



Foto: privat

Heidemarie Ott
Jahrgang 1955, ist langjährige Geschäftsführerin des Hamburger Literaturzentrums mit Sitz im Literaturhaus.

Tiepolos „Opferung der Iphigenie“ Foto: Elke Walford/ Hamburger Kunsthalle

Von **Hajo Schiff**

Die Welt ist nichts ein großes Theater: Im Spiegel der Posse haben alle in der Hamburger Ausstellung „Goya, Fragonard, Tiepolo“ versammelten Maler ihren Zeitgenossen die Eitelkeiten und Verfehlungen ihrer Zeit vorgestellt. Das Barock liebte ohnehin das Theatralische, aber im Laufe des 18. Jahrhunderts steht nicht mehr so sehr das Heroische und das überwältigend Religiöse im Zentrum, sondern das leicht skizzierte Spiel, die Ironie und auch die Kritik. Und in Venedig dauerte in der Spätzeit der Republik der Karneval schon mal über ein halbes Jahr. Zudem konnte in der Darstellung von Schauspielern und die Kritik an den Mächtigen leichter für das Volk allgemein verständlich formuliert werden als in den direkten Karikaturen, die stets nur kleinen Kreisen zugänglich waren.

Vielleicht ist das Spiel mit Masken also ein guter Roter Faden dieses Auftritts von über 100 Werken von Goya, Fragonard und Tiepolo. Mehr als 35 internationale Leihgeber bescheren dort im Hubertus-Wald-Forum auf blauen und roten Wänden einen für Norddeutschland ungewohnten Augenschmaus, besitzt die Kunsthalle selbst doch recht wenige Gemälde des südeuropäischen 18. Jahrhunderts.

Doch zum vollen Genuss der Malerei, Zeichnungen und Drucke so unterschiedlicher Künstler ist viel Hintergrundwissen nötig: Trotz der Saaltaxe informiert am besten der umfangreiche Katalog.

Die ältesten hier Beteiligten sind die Tiepolos. Giovanni Battista und sein Sohn Giovanni Domenico verkörpern die späte Blüte der venezianischen Malerei. Sie sind vor allem berühmt als Ausstatter von Kirchen und Villen in Oberitalien mit prachtvollen Freskenzyklen. Zudem arbeiteten sie für fürstliche Residenzen, so in Madrid und Würzburg. Und bei aller rokokohafter Leichtigkeit der Farben und der Pinselführung stehen sie noch ganz in der Tradition der Hofmaler.

Dagegen war der im südfranzösischen Grasse geborene Jean-Honoré Fragonard zwar in guter Pariser Tradition voll akademisch ausgebildet, doch er arbeitete weniger für den König, als weitgehend unabhängig für private Auftraggeber und schuf daher auch kleinere Formate. Er beherrschte sehr unterschiedliche Malweisen und wurde nach der Revolution Museumskonservator im Louvre.

Der jüngste im Bunde, der Spanier Francisco José de Goya y Lucientes, von dem unter anderem ein ungemein modern anmutendes „Selbstbildnis im Atelier“ zu sehen ist, steht in gewisser Hinsicht sozial zwischen beiden: Erst wird er hoch geehrt königlicher erster Hofmaler, dann vehemente Kritiker der sozialen Zustände und Vertreter

schon damals europaweit rezipierte Kunst in einzelnen, damals teils neuen Stimmtönen verglichen. Zuerst geht es um den noch am deutlichsten erkennbaren Reiz des Skizzenhaften: Selbst im Ölbild scheint der Bildaufbau oft flirrend leicht, wie beiläufig hingeworfen. So kann sich ein Spiel mit Distanzen er-

geben zwischen der Nah-Perspektive als Farbrausch und der erst aus der Distanz erkennbaren Szene. Nächster Schwerpunkt ist die neue Freiheit der Figurenbildnisse – hinreißend hier Goyas nahezu impressionistisches Porträt des Ascensio Julia. Auch geht es um das Spiel von Wirklichkeit und Fantasie und um das Theater: Es ist ein Unterschied, ob Heiligenlegenden wie ein reales Geschehen dargestellt werden oder als Inszenierung.

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt sind angesichts kaum mehr zu verborgener sozialer Missstände die ohne Auftrag gemalten und bis ins Groteske gesteigerten Gesellschaftsbilder sowie die schnell erfasste Karikatur und die umfangreichen grafischen Folgen, in denen vor allem Goya seine Kritik äußerte.

„Der Schlaf der Vernunft gebiert Monster“ heißt es auf der vielleicht bekanntesten Radierung von Goya, auf der ein am Schreibtisch ermüdet Zusammengesunkener von allerlei irrlirchernden Nachtkreaturen heimgesucht wird. Und es spricht Bände über die Zeit um 1799, dass die spanische Textzeile auch als „Der Traum der Vernunft gebiert Monster“ verstanden werden kann: Irrationales Handeln kann zu Desastern führen, der Terror der reinen

Vernunft aber auch – die französische Revolution hat es hinreichend bewiesen. Die Kernthese der Ausstellung lautet, dass von den ausgewählten „radikal-persönlichen“ Künstlern „die Grundlagen der Moderne geschaffen wurden“. Das ist sicherlich nur ein möglicher Gesichtspunkt. Denn weder ist „die Moderne“ klar zu definieren, noch lässt sich die Kunstgeschichte so eindeutig skizzieren.

Vielleicht ist es eher so: In der unerschöpflichen Tradition des einstigen Kunsthallenleiters Werner Hofmann möchte die Kunsthalle anlässlich ihres 150-jährigen Jubiläums an dessen legendären Zyklus „Kunst um 1800“ anknüpfen und zeigen, dass in scheinbar idyllischen und gefälligen Bildern des 18. Jahrhunderts Botschaften zur Veränderung verborgen waren.

Nun sind dergleichen ästhetische Umbrüche angesichts der politischen und technischen Veränderungen der Zeit bei Lebensdaten von Tiepolos Geburt 1698 bis Goyas Tod 1828 – also vom Barock über das Rokoko bis zu Aufklärung, Klassizismus und Romantik samt der Revolution in Frankreich nicht verwunderlich. Und gut 100 Arbeiten von drei – eigentlich mit Vater und Sohn Tiepolo sogar vier – Künstlern wirken ohnedies für ein Laien-Publikum etwas disparat.

Auch die suboptimalen Räumlichkeiten des Hubertus-Wald-Forums der Hamburger Kunsthalle helfen nicht, eine klar überzeugende Präsentation zu ermöglichen. Selbst für das Studium der druckgrafischen Zyklen sind die kleinen Kabinette ein bisschen zu bedrückend, speziell bei den hier vorherrschenden Themen von menschlicher Dummheit, Krieg und Tod.

„Goya, Fragonard, Tiepolo – Die Freiheit der Malerei“, bis 13. 4., Hamburger Kunsthalle

„Ästhetik und Politik verbinden“

Hamburgs Literaturzentrum präsentiert engagierte AutorInnen

Interview **Petra Schellen**



Heidemarie Ott
Jahrgang 1955, ist langjährige Geschäftsführerin des Hamburger Literaturzentrums mit Sitz im Literaturhaus.

taz: Frau Ott, welches ist das Alleinstellungsmerkmal des Hamburger Literaturzentrums?

Heidemarie Ott: Wir machen ein Angebot für LeserInnen, die Literatur zur Erweiterung ihrer Erfahrungen und Erkenntnisse suchen. Wir legen weniger Wert auf die Vermarktung von Büchern und laden gern AutorInnen ein, die ästhetische Fragen mit politischen Aspekten verknüpfen.

Zum Beispiel mit dem Holocaust.

Ja, Anke Gebert wird dieses Thema am 8. 3. aufgreifen, wenn sie aus ihrem Roman „Wo du nicht bist“ liest. Er handelt von einer Ehe zwischen einem jüdischen Arzt und einer Frau, die während des Dritten Reichs heiraten wollten – was das Nazi-Regime verhinderte.

Und wie steht es um die deutsch-deutsche Geschichte?

Wichtiges Thema! Anne Richter liest am 18. 3. aus ihrem Roman „Unvollkommenheit“ über einst befreundete Menschen. In den 1990ern blieben die einen im Osten, die anderen gingen gen Westen. Als sie ihre Freundschaft wiederbeleben wollen, scheitern sie. Spannend wird auch der Vortrag von Christina Thürmer-Rohr, die am 19. 4. ihre Essays „Fremdheiten und Freundschaften“ als Gast in Jutta Heinrichs „Mobilem Salon“ vorstellt.

Laden Sie auch internationale AutorInnen ein?

Ja. Am 16. 4. liest der türkische Journalist und Autor Baris Ince bei uns im Zuge der „Tage des Exils“. Für sein Buch „Erdbeben“ bekam er einen wichtigen türkischen Preis. Er ist noch bis Ende April Stipendiat der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte, da ihm in der Türkei mehrere Strafverfahren drohen. In Hamburg hat er ein Kinderbuch verfasst, aus dem er lesen wird – türkisch mit deutscher Übersetzung.

Auch Boualem Sansal hat es schwer im eigenen Land.

Ja. Den Algerier, der am 23. 4. in Institut Français liest, mit dem wir gern kooperieren, kennen viele als Kritiker des politischen Islam. Der gelernte Ingenieur und Ökonom wurde zwar aus dem Industrieministerium entlassen, lebt aber noch in Algerien und schreibt über die traumatische Situation der französischen Ex-Kolonie. Für seinen Roman „Das Dorf des Deutschen“ bekam er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Jetzt liest er aus seinem neuen Buch „Der Zug nach Erlingen oder die Verwandlung Gottes“. Darin wehren sich die – erstmals weiblichen – Hauptfiguren gegen den Verfall von Demokratie und den religiösen Extremismus.

www.lit-hamburg.de



Ausstellungen / Konzerte / Lesungen / Theater
Vermietungen / Seminare / Kurse / Vorträge

BELLA DONNA HAUS
Bahnhofstraße 12 / 23843 Bad Oldesloe / 04531-891837
www.bella-donna-haus.de

ARBEIT BEGEGNUNG KULTUR SOZIALES

Sommer Open Air

SIMON & GARFUNKEL

Revival Band

 Ostdepp

Schloss Glücksburg | Sa., 11.07.20

Freilichtbühne Wiesmoor | Sa., 15.08.20

www.paulis.de